

Festrede am 26.11.2018 zum KICK OFF ins Offenbach-Jahr 2019 von Konrad Beikircher.

Wollte man sich der – für Kenner natürlich vollkommen überflüssigen - Frage stellen, was an Jacques Offenbach – übrigens: stellen Sie sich vor, er wäre Amerikaner gewesen, er würde J.O. genannt werden, wie grauenhaft – kölsch ist bzw wie stark das Kölsche in ihm verankert war, denn eines ist ja nun sonnenklar: Pariser oder Franzose ist er nie geworden, dann könnte man auf eine Geschichte verweisen, die dem Kleinen quasi in die Wiege gelegt worden war, eine Geschichte, wie sie eben nur in Köln passieren kann. 1816 war die Familie Eberst, die jetzt Offenbach hieß, weil die Kölner den Papa, der in allen Tanzwirtschaften in Deutz aufspielte, so nannten, er kam ja aus Offenbach, von Düx noh Kölle jetrocke. Nun ist es zwar immer eine kluge Entscheidung, vom Rechts- ins Linksrheinische zu ziehen, aber dennoch drohte schon ein Jahr nach diesem Umzug ein Unheil:

die preußische Regierung, die ja ausgesprochen wenig judenfreundlich war, hatte der Stadt schwere Vorwürfe gemacht, sie würde mit den Juden und ihrer Niederlassung in Köln viel zu nachsichtig umgehen. Sie kramten ein napoleonisches Dekret von 1808 raus – im Herumwühlen sind die Preußen ja immer schon gut gewesen - und verlangten, dass aufgrund dieses Dekrets die Juden auszuweisen seien. Und zwar sollten all die Juden aus Köln ausgewiesen werden, die sich nicht ausschließlich mit Ackerbau beschäftigten. Was sicher auch im damaligen Köln sehr schwierig gewesen sein dürfte. Der Rat der Stadt Köln antwortete positiv, dass das durchaus „dem Wohl der hiesigen Bürgerschaft sehr angemessen“ sei und – dat wor et dann. Alles blieb beim Alten und die Offenbachs in Köln. Woran man sieht, was für ein Schutzengel da an der Wiege vom Kleinen Jacques stand: die Stadt Köln selbst! Quasi.

Das nur mal als Einleitung. Weiter: wat is kölsch am kölschen Offenbach? Natürlich sein Witz und sein Humor.

Da aber wird es schon etwas schwierig, denn er war ja Jude und damit auch mit dem genialsten Witz-Gen der Welt gesegnet, dieses aber, und da darf ich mal wat Riskantes sagen, ist dem kölschen sehr eng verwandt. Beide haben ein ganz stark anarchistisches Element, da werden Obrigkeiten vorgeführt und auseinandergenommen, dass es eine Freude ist. Nur: wo der jiddische Witz gnadenlos präzise zuschlägt, ist der kölsche versöhnlich. Offenbach hatte mehr von dieser Seite, meine ich, als von der jiddischen. Bestimmt, so meine ich auch, weil er seine Kindheit in Köln verbracht hat. Ein paar Jahre vorher waren noch die Franzosen in Köln gewesen, die Erinnerung war lebendig. Nicht nur die an die Franzosen sondern auch die, wie man sie empfangen hat. Die Kölschen haben sich über die Revolution lustig gemacht, z.B. mit einem Revolutionsleedche von 1789:

„Kumm mr op de Jilljotin
bruche´mr nie mieh Brilljantin
Hoppsassa, Fraternité
Sujet nennt mr liberté.
Mir es dat ejalité.
Ich mag bloß Kamillentee.“

So wurde die Revolution und so wurden die Soldaten mit Spott überzogen, dass es nur so krachte. Man war enttäuscht z.B. über das Aussehen der Soldaten und dichtete über den 6. Oktober 1794, den Tag, an dem die Franzosen durch das Hahnentor in Köln einzogen:

„Der sechste Oktober, ich stund op dem Wall,
und wollt die Franzosen geen kumme sin all.

...

Peehd wie die Esel, Schwänz op de Kappen,
de Balg voll – voll Lumpen un Lappen,
Dernoh kohm et Fußvolk dat Gott sich erberm
De woren esu nackig, de woren esu ärm
Der ein hät en Botz an, der ander e'r kein,
der eine wohr groß, der andere klein,
der ein hat ne Rock vun nem Frauminsche an
der ein von Zitz, der ander Calmang, (Baumwolle, Wolle)
der ein ne Pastórs Hood, der ander en Mötz
met Flinten, met Zabels, met grovem Geschötzt“

So geschockt waren die Kölschen über das unkonventionelle Auftreten der Franzosen, die eben keine einheitliche Uniform hatten. Vielleicht sagt seit diesem Tag jeder Eiferratspräsident, wenn in ihren schmucken einheitlichen Uniformen die Ehrengarde, die Prinzensgarde, die roten Funken etc pp die Bühne bevölkern immer denselben Satz „Ein herrliches Bild!“. Und diejenigen, die sich dem Franzosen sozusagen geistig ergaben, wurden auch verspottet:

So „Meister Brezzel“, der in Paris im Theater war. Vor lauter Begeisterung spricht der nur noch französisch, was seinem Freund Wammes gar nicht gefällt.

„Ich han à Paris – so sprach Meister Brezzel – Die comedie gesin, Par bleu quel superbe spectacle darin“

Und Meister Wammes erwiderte:

Och kall doch dien Dütsch, dat kann ich vertragen
Dann all dat Französisch dat verdirv mir der Magen!“

Das alles hat der kleine Jakob in seiner Kindheit gehört, er hat den Karneval erlebt und offensichtlich aufgesogen, die brillianten Öperchen, die er schrieb, zeugen davon.

Stellensvür, uns Offenbach wäre in Bielefeld geboren!

Nicht auszudenken, was da herausgekommen wäre, nur eines wäre sicher: niemals ein Jacques Offenbach mit dieser einzigartigen Mischung rheinisch-französisch-jüdischen Humors. Oder sagen wir es präziser: mit dieser einmaligen Mischung aus rheinischem Humor, jiddischem Witz und französischem Esprit.

Denn: hätte er, bei diesen Talenten, die er hatte, nur in Köln gelebt, es wäre bestimmt eine betulichere Mischung herausgekommen, eine stärker versöhnliche Haltung den Zuständen, Sitten und Menschen seiner Zeit gegenüber, und das kann rasch in Langeweile ausarten, in konturenloses Geplänkel: heiter, jo, unterhaltsam, jo, ewwer mieh och nit. Und davon gab es damals genug und heute sowieso. Dieses gnadenlos nivellierende „Muss jeder selver wissen“ oder „willse maache“, das alle Reibungen auf glatt hobelt, so lange, bis keine Profile mehr zu sehen sind, das war nicht seine Sache.

Er hat die Pariser zwischengenommen, er hat den Kaiser Napoleon III zwischengenommen und noch mehr dem Napoleon eine spanische Frau und auch als er ins Getriebe zwischen Deutschland und Frankreich geriet, beim 1870er Krieg, hörte er nicht auf, Satiren zu schreiben und wider den Stachel zu lücken.

Nein, J.O. hatte mehr drauf, er war kompromisslos, weil er genial war.

Und was haben sie ihn fertiggemacht: die Franzosen und die Deutschen. Da ging gar nichts mehr. Plötzlich war er für die Deutschen der „kleine Meyerbeer“, er hieß ja wie sein Berliner Kollege Jakob, nur Meyerbeer nannte sich Giacomo und Offenbach Jacques. Beide waren sie Juden und beiden wurde Verrat am Vaterland vorgeworfen. Die Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“ schrieb ihm 1880 überhaupt ab, ein Deutscher zu sein: „Ein Deutscher war Offenbach längst nicht mehr und niemand fiel es ein, ihn dafür zu halten“ und ein paar Jahre vorher schrieb ein Musiklexikon:

„... denn obwohl er am 20. Juli 1822 (!) in Köln a.Rh. geboren wurde, so ist er doch nach seiner Erziehung, Bildung und ganzen Anschauungsweise kaum als ein Deutscher zu betrachten. Das schöne Talent auszubilden lag aber weder in seiner Willenskraft noch in seiner Absicht, vielmehr strebte er nur danach, die lebenslustigen Pariser nach Kräften zu amüsieren. Ruhm und Ehre waren ihm völlig Nebensache, sein einziges Streben ging darauf hinaus, Geld zu verdienen.“

Und die Franzosen hauten auch drauf:

„Platz für andere! Und Platz für die unsrigen“ schrieb ein Kritiker 1872.

Kölsch ist, dass ihn das alles zwar getroffen hat oder haben muss, dass er aber weitergemacht hat. Egal, wie viele Kübel voller Häme beide Nationen über ihn gekippt haben – so wurde z.B. Orpheus in der Unterwelt als Bordellmusik bezeichnet, denn die Musik „bewegt sich fast ausschließlich in einer leichten, sinnlich aufregenden Tanzrhythmik, es ist kurzgesagt die richtige Bordellmusik“, so ein deutscher Kritiker damals – er gab nicht auf und noch am Ende seines Lebens schrieb er sein Meisterwerk, Hoffmanns Erzählungen, über dem er dann gestorben ist.

Kölsch ist auch sein Leben. 1844 heiratet er, sie ist katholisch, also, schwupp, flügg in der normale Glauben, ereingetauft, das ist doch der Weg, den auch unser Erzbischof quasi allen Protestanten rät, wenn sie mit ihren katholischen Ehepartnern gemeinsam die Komellion empfangen möchten! Wie sagt man in Köln?: Andernfalls – Prozess am Hals! Und Exkommunikation!

Dem Jacques wor dat drissejal, er hat – zum Ärger seiner jüdischen Verwandten – seine Kinder obendrein von Jesuiten erziehen lassen. Dieser gnadenlose Pragmatismus ist auch ein sehr kölsches Element. Das zieht sich bis zu den Heiligen durch: im Kölner Dom, Mittelschiff, saß da, wo die ganzen Kerzen sind, neben mir en aal Fräuchen, betete, plötzlich aber drehte sie sich zu mir herum und sagte: „Nee, nee, esu jeiht dat ewwer nit. Do sinn esu vill Kääze, do kann jo keine Hillije mieh durchblicke.“ Steht auf, holt ihre Kerze, kommt zu mir und sagt: „Ich don die jetzt do hinge nohm Pater Freinademetz. Der ist erst vor drei Johr at hillig jesproche woode, der hat noch nit esu vill ze don!“

Und sehr kölsch ist, wie er sein eigenes Leben beschrieb.

Das machte er am 25. März 1864. Da schrieb er der Zeitschrift L’Aurore über sich:

„Sie bitten mich um Einzelheiten aus meinem Leben; da sind sie: Ich bin an meinem Geburtstag in Köln zur Welt gekommen. Ich erinnere mich genau, dass man mir in der Wiege Lieder gesungen hat.“

Sämtliche Instrumente konnte ich ein wenig und das Violoncello sehr gut spielen. Mit dreizehn Jahren kam ich nach Paris. Ich war im Conservatoire als Schüler, in der Opéra-Comique als Cellist und später im Theatre-Francais als Kapellmeister. Zehn Jahre lang klopfte ich mutig, aber vergebens an die Pforte der Opéra-Comique, um ein einaktiges Stück dort anzubringen. Ich schuf dann das Theater der Bouffes Parisiens. In sieben Jahren habe ich dort 50 Operetten angenommen, inszeniert und gespielt. Vor zwei Jahren trat ich als Direktor zurück.

Als Komponist begann ich mit den „Beiden Blinden“ und habe eben „Die Georgierinnen“ vollendet. Es wird mir viel vergeben werden, denn ich habe viel gespielt.

Seit drei Jahren bin ich Franzose, dank der Gnade des Kaisers, der mir die große Naturalisationsurkunde verliehen hat. Vor zwei Jahren wurde ich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Ich spreche weder von meinen zahlreichen Erfolgen, noch von meinen wenigen Durchfällen. Der Erfolg hat mich nie stolz gemacht, der Mißerfolg nie entmutigt. Ich will Ihnen auch nicht von meinen Vorzügen, noch von meinen Fehlern sprechen. Vor allem habe ich einen schrecklichen unüberwindlichen Fehler, nämlich immer zu arbeiten. Ich bedauere das im Namen derer, die meine Musik nicht lieben, denn ich werde sicher noch mit einer Melodie unter der Feder sterben.“

Er ist, und das wollte ich eigentlich gesagt haben, ein bisher immer noch weitgehend unentdeckter Künstler. Er ist bis heute verballhornt, verharmlost und verzerrt worden, wie man es sich mit anderen Komponisten niemals erlaubt hätte. Er steht ja heute noch mit Heinrich Heine im Ruf des vaterlandslosen Gesellen, ja des Vaterlandsverrätters. Wie lange hat Düsseldorf gebraucht, Heinrich Heine zu ehren. Gut, Düsseldorf. Köln darf da doch nicht hintanstehen. Es ist an der höchsten Zeit, Offenbach der Kunst wieder zu geben. Er war nie der gemütliche Verniedlicher, er war ein scharfer Satiriker, der seiner Zeit den Spiegel vorgehalten hat. Er ist einer der wenigen, der mit raffiniert scheinbar einfachen musikalischen Mitteln große Satire geschrieben hat und seiner Heimatstadt Köln, der er sich ja immer verbunden gefühlt hat, stünde es excellent zu Gesicht, diesen großen Sohn Kölns von allen Schlacken der Verballhornung zu befreien und ihn wieder zu frechem, frischen und boshaft lachendem Leben zu erwecken. Als Ikone des freien rheinischen Witzes, gepaart mit Pariser Weltläufigkeit und kölschem Humor.